

Ich möchte gern was lernen.“ — Der schlägt dann das Buch auf, legt die CD auf, liest die Lieder dazu, liest die Übersetzungen und hat sein Erfolgserlebnis. Und so wie wir selbst versucht haben, uns da 'ranzuschleichen, versuchen wir den gleichen Weg für den Novizen zu ermöglichen.

Würdest Du „Novizen“ unter den Liedermachern ermutigen, ähnliche Wege zu gehen, und was müßte Deiner Meinung nach erforscht werden?

Auf jeden Fall! Die ganze jiddische Arbeiterliteratur liegt noch brach — Morris Rosenfeld, Dawid Edelshtat, Abraham Goldfaden... da gibt's noch tolle Sachen, Lieder von absoluter Schönheit. Und dann die vielen russischen zeitgenössischen Komponisten, die in jiddisch schreiben, ein Bogdanský hat mir aus London ein ganzes Manuskript mit Liedern geschickt. Ich bin noch nicht fertig mit dem Gebirtig, da ist immer noch eine CD zu machen, so viele Lieder haben wir noch. Wir haben ja erst fünfzig von neunzig eingespielt.

Kommen wir auf Deine Festivals zu sprechen. Wann hast Du zum ersten Mal jiddische Künstler aus aller Welt versammelt, um ihre Kultur geschlossen darzustellen?

Angefangen haben wir im März '84 im Wuppertaler Opernhaus. Nizza Toby, Hai & Topsy Frankl, Kinderlech waren dabei, ein toller Abend, es war ausverkauft und wurde später mit anderen Künstlern wiederholt... Noch im selben Jahr kam ich auf Konzertreise nach Zürich, und bei dieser Gelegenheit habe ich mich bei der Jüdischen Gemeinde vorgestellt und den Leiter der Jugendabteilung kennengelernt. Der war hell auf begeistert von der Idee, ein Jiddisch-Festival in Zürich zu machen; das kam ihm wegen der anstehenden Feierlichkeiten zum hundertjährigen Jubiläum der Synagoge in der Löwenstraße gerade zupass. Es gab auch Geld dafür: 20 000 Schweizer Franken haben die bereitgestellt für zwei Tage, eigentlich lächerlich, wenn ich bedenke, was das jetzt hier in Leverkusen kostet. Und dann hab ich noch erreichen können, daß ARD, ORF und Schweizerischer Rundspruch da mitmachen, die haben jeweils zwei Stunden aus dem Programm gesendet. Für die Schweiz war es natürlich ein Ereignis, die ganze Presse ist auf das Thema eingestiegen: Jiddisch in der Schweiz. Das war eine total fremde Welt, verstehst du? Als ob du ein Fenster aufmachst, und das staubt alles raus und du atmest. Und alle stürzten sich drauf und fragten, wie die Neue Zürcher Zeitung, warum haben wir das noch nie aufgegriffen?

Lin Jaldati hat zum Beispiel einen Riesenartikel gekriegt, und das war ja noch 1984 — sie hatte immer diesen Touch einer Altkommunistin. In der Schweiz war Lin Jaldati von ihrer politischen Richtung her, wenn ich so sagen darf, einfach nicht salonfähig. Man wollte sie nicht auf der Bühne haben. Sie hat immer nur in diesen kleinen kommuni-

stischen Klübchen gesungen, wenn Schweizer Sozialisten sie einluden. Aber sie war niemals in der Gemeinde und schon gar nicht in der Lavaterstraße, denn das ist die absolut konservativste Gemeinde in Europa. Auf diese Weise haben wir sie überhaupt letztendlich erst bei den Medien in der Schweiz eingeführt, und so kam sie auf einmal auch in den Deutschlandfunk. Obwohl sie keinen Hehl daraus gemacht hat: Ich bin Kommunistin, jawoll! Ihr Mann auch, der war ja Abgeordneter der Volkskammer, der Mensch war in der DDR-Regierung!³⁾ Ich habe damals gesagt, mir egal, ich möchte gern, daß diese Kultur möglichst breit dargestellt wird. Im Osten gibt es auch Leute, die sich mit dieser Kultur be-

schäftigen, und wir machen die Türen auf und sagen: kommt auf die Bühne, hier ist eine Möglichkeit, zueinander zu finden.

Eignet sich das Jiddische besonders für diese Art von Verständigung?

Es ist auf jeden Fall eine kosmopolitische Kultur, obwohl dieses Wort in Rußland und Polen schon wieder als Schimpfwort gilt. Als Kosmopolit bist du dort ein Exkommunist, weil die das andauernd benutzt haben. Bestimmte Wörter bekommen eine andere Färbung und werden entwertet. Aber im Grunde genommen ist die jiddische Literatur eine kosmopolitische und eine friedvolle, eine Friedenskultur. Es gibt keine Militarismen, keine Terminologie für Waffen, die erscheinen im jiddischen Lied nicht, es gibt keine Verherrlichung des Krieges, im Gegenteil.

Was ist mit In kampf von Edelshtat? Oder Shtil die nocht?

Shtil die nocht ist ein Widerstandslied. Da wird ja nicht hurra, Krieg! geschrien, sondern eben wehmütig und zart beschrieben, wie ein kleines Mädchen mit einer Pistole in der Hand diesen Moloch aufhält, diesen Feind, der uns vernichten will. Und da heißt es nicht Pistole sondern „pistojl“, und „nagan“ auf russisch; jiddisch „spejer“ heißt Beobachter, es steht gleichzeitig wahrscheinlich für eine Waffe; jedenfalls haben sie solche Wörter nicht im Jiddischen drin. Es wird eher beklagt, wenn ein Mann in den Krieg ziehen muß, und die Mutter oder die Frau alleine zurückbleibt. Wie die Salcia Landmann das geschildert hat, finde ich hervorragend. Ich bin wirklich glücklich, daß diese feine Dame noch einmal die Chance hatte, ein Essay für unser Programmheft zu schreiben, auch Issachar Fater. Um das auf die Beine zu kriegen, habe ich mich wirklich ins Zeug gelegt, denn die wird Zeit knapp. Diese Herrschaften sind nicht mehr die jüngsten, Salcia Landmann ist 82, glaube ich, und der Issachar Fater auch schon 76 und ziemlich klapprig. Aber es war eine Genugtuung, nicht für Salcia, aber für Fater, daß seine Arbeit hier gewürdigt wird — ein Mensch, der jiddisch schreibt, und der nun erlebt, daß er seine Sachen nicht mehr los wird, weil es kaum noch jiddische Zeitungen gibt.

1990 bist Du mit Deinem Festival nach Krakau gegangen. Wie kam es dazu?

Tom Daun von ‚La Rotta‘ kam irgendwann mit einer polnischen Gruppe, und damals habe für den WDR als freier Mitarbeiter Reportagen gemacht, Künstlerporträts und Gruppenporträts und so weiter. Und Tom sagte, hör mal, wir haben da Leute aus Polen eingeladen, die machen polnische Volksmusik, wir brauchen für *Musikszene West* einen

3) Eberhard Rebling, Mitherausgeber der Sammlung *Es brennt, Brüder es brennt*, Berlin/DDR 1966.

kleinen Beitrag. So lernte ich Barbara Krolikowska kennen, die arbeitet in der Volksmusikabteilung des polnischen Rundfunks und kam aus Krakau. Als ich sie nach Mordechaj Gebirtig fragte, stellte sich heraus, sie kannte gar nichts. Paß auf, hab ich gesagt, hier hast du drei LPs, nimm die mit, ich schenk sie euch für's Rundfunkarchiv, stell sie einfach mal in Polen vor. Und als sie es tat, kam eine Welle von Hörerzuschriften: Wo gibt es diese Musik, wer ist der Mordechaj Gebirtig, warum wußten wir davon noch nichts?

1989 bekam ich dann über die Barbara Kronikowska eine Einladung vom polnischen TV zu einer Konzertreihe, und wir nahmen auch ein westdeutsches Fernseherteam nach Krakau mit, die haben die ganze Geschichte für den *Landesspiegel* dokumentiert. Auf diese Art und Weise haben wir die Lieder des Dichters Gebirtig quasi wieder nach Hause gebracht. Und so hieß auch der Titel der Fernsehdokumentation — *Von der Heimreise eines jüdischen Dichters*. Mit anderen Worten: Gebirtig wurde von Deutschen umgebracht, Deutsche haben ihn wieder nach Polen zurückgebracht und in TV und Hörfunk popularisiert. In Krakau haben wir dem Publikum gesagt, seht mal, der Dichter Gebirtig hat hier in eurer Stadt gelebt und diese tollen Lieder geschrieben. Da ging eine regelrechte Kettenreaktion los; die Leute waren entsetzt und fasziniert zugleich, daß sie so wenig über diesen Dichter wußten.

Naja, die Konzerte waren wunderbar, wir hatten einen schönen Erfolg da, ich glaube zwei- bis dreitausend Menschen haben das verfolgt, vier Konzerte in vier Tagen, Fernsehauftritte und noch den Dokumentarfilm gedreht — von der Stadt hab ich kaum was gesehen, mußte dauernd arbeiten. Diese Reise wurde schon vom Auswärtigen Amt mitfinanziert, und dann kamen zwei polnische Kollegen auf mich zu. Sie hatten im vergangenen Jahr versucht, einen Jiddisch-Abend auf die

Beine zu stellen, aber im Grunde genommen nicht so das richtige Händchen dafür, außerdem war der politische Druck noch so groß, und ich kam im Grunde genommen gerade recht. Laß uns nicht kleckern, hab ich denen gesagt, ich besorg' über Rundfunkanstalten und verschiedene Institutionen das Geld, und wir machen ein richtig großes Festival. Ich würde mich freuen, alleine nach Krakau zu kommen, wunderbar, dann hätte ich den ganzen Ruhm für mich alleine — aber ich mache lieber ein Festival, davon habt ihr mehr und wir vielleicht auch als Gemeinschaft. Wir machen das mit polnischen Künstlern, holen die alle nach Krakau, und dann bin ich mit den Jungs losgezogen zum Chef des Orbis-Hotels. Den hab ich weichgeknetet: Kultur ist auch ein Wirtschaftsfaktor! Wenn wir hier ein Festival organisieren, kriegen wir in einer Zeit, in der sonst nichts läuft in Krakau, 400 Leute untergebracht. Das kann nur positiv für euch sein in der Sauregurkenzeit! Und die sind darauf eingestiegen und haben das für ihre Verhältnisse ziemlich großzügig subventioniert.

Wie war's mit Leverkusen? Sind die an Dich herangetreten, oder hast Du in Deutschland was machen wollen?

Nach Krakau hab ich wieder verstärkt Produktionen gemacht, große Dinger mit 200 Mitwirkenden. Als Musiker kannst du ja nicht allein von deinen eigenen Sachen leben, also arbeite ich beim WDR in Sachen Produktionen, habe Matineen auf die Beine gestellt mit Chören, Orchestern — ein Musiker muß alles können. Rubinstein hat mal etwas Schönes gesagt: Es gibt in vielen Musikrichtungen viel Schlechtes und viel Gutes, das Gute muß man sich von allem aussuchen. Soviel zur Einstellung der Puristen. Nur den Müll muß man weglassen, z. B. macht's mir keinen Spaß mehr Radio zu hören, ich kann das Tralala nicht mehr ab, geht mir auf den Geist.

Da hatten wir also in Leverkusen eine große Matineeveranstaltung, wo Blasorchester, Chöre und sowas vorgestellt wurden, und bei der Gelegenheit hab ich den Kulturdezernenten angesprochen: Was halten Sie eigentlich davon, wenn wir mal bei Ihnen ein Jiddisch Festival machen? Dr. Schulze-Olden hielt das für 'ne tolle Idee, wollte gleich den Oberbürgermeister ansprechen, eventuell würde der da mit einsteigen... Aber wie kriegen wir Gelder? Und da hab ich gesagt, durch meine langjährigen Erfahrungen hätte ich ganz gute Kontakte, ich kann ja mal beim Ministerpräsidenten eventuell anklopfen, und beim Auswärtigen Amt. Die waren von vornherein Feuer und Flamme für diese Idee, weil das politisch auch ganz richtig war, jetzt mal Farbe zu bekennen, wo man steht. Wenn der rechte Mob immer größer wird und die Schnauze immer weiter aufreißt, dann müssen wir langsam uns auch mal bewegen! Wir können die Ewiggestrigen, die Alten, nicht mehr gradebiegen, aber wir können jungen Menschen — aufklärerisch — eine Kultur nahebringen, die schon einmal durch Deutschland vernichtet wurde. Und aus dieser Geschichte können wir Schlüsse ziehen, wie sich Menschen in Not-Situationen zu verhalten haben — indem sie eben nicht auf den anderen einkloppen, du nimmst mir alles weg, Scheiß-Ausländer, hau ab hier, ich will alleine hier leben. Alleine kann man nicht mehr leben auf dieser Welt. Martin Buber hat mal gesagt, du brauchst das Du zum Überleben. Und das ist natürlich auch eine philosophische Wendung, die beim Jiddischen immer mitspielt, es ist ja eine gelebte Philosophie.

Für mich ist das aber eine ganz schwierige Rolle, als Musiker und Initiator und Organisator eines Festivals auf der Bühne zu stehen, ich kann ja nicht — bloß weil ich mir das Festival ausgedacht habe — auf meine künstlerische Arbeit verzichten, aus Fairneß oder aus falscher Scham da nicht auftreten. Schließlich hab ich auch eine ganz interessante Arbeit vorgelegt, und die Leute wollen es auch sehen. Aber es ist ein zweischneidiges Schwert, wenn du als künstlerischer Leiter deinen Musikerkollegen auf der Bühne sagst, Leute, denkt an den Soundcheck — denn im Grunde genommen stehst du ja auf der Seite der Veranstalter. Irgendwo leidet immer wieder die Musik darunter.

In Krakau war ich zum Beispiel total gestreßt und nervlich am Ende, als ich auf die Bühne mußte. Du hast einfach nicht mehr soviel Power, um den eigenen Auftritt über die Bühne zu kriegen, weil du mit vollkommen anderen Dingen beschäftigt bist: Haben die jetzt auch den Typen vom Flughafen abgeholt, den Journalisten Dingsbums ins Hotel gebracht, sind die Musiker versorgt... Weil ich selber Musiker bin, möchte ich natürlich, daß meine Kollegen genauso behandelt werden wie ich, das ist ganz selbstverständlich. Aber dann kommt dieser nervende Alltagskram. Da schreiben mir die Amis: Mit welchem Auto werden wir vom Flughafen abgeholt? Was haben die wohl für 'ne Vorstellung von Deutschland, wir leben doch hier nicht in der Steinzeit und holen sie mit dem Pferdefuhrwerk ab! Aber offensichtlich müssen sie schlechte Erfahrungen in Amerika gesammelt haben, daß sie mit

Privatautos zum Festival gebracht werden, jeder einzeln im VW, weiß der Teufel. Das ist eine unangenehme Erfahrung, die ich da mache, daß Künstler aus der Neuen Welt, die dort relativ kleine Gigs haben, hier abhaken und uns hier weismachen wollen, daß sie die Größten sind. Es muß nicht stimmen, aber irgendwie werd' ich das Gefühl nicht los, daß es manchen einfach nur um die Knete geht.

Auf welchen Programmpunkt in Leverkusen bist Du besonders stolz, ihn hingekriegt zu haben?

Das Gewandhausorchester mit dem Leipziger Synagoralchor. Ein Riesenhammer, wenn du dir überlegst, daß da fünfzig Leute in Bewegung gesetzt werden mußten mit zwei Bussen. Daß Profis, Vollprofis, Opernsänger, die abends noch *La Bohème* gesungen haben oder *Figaros Hochzeit* — daß die am nächsten Tag bei uns sind, sich nachts auf die Autobahn werfen, in den Bus setzen und 12 Stunden nach Leverkusen kacheln, sich drei Stunden hinlegen und dann wieder auf der Bühne stehen. Das sind Profis, da hab ich Freude dran! Das ist unser Leben, das sind meine Musikerfreunde und -kollegen, für die mach ich's, ich mach's nicht für die Absahner, die nur kommen, weil Geld zu holen ist, à la „wir machen mal Jiddisch heute, zack, danke“. Die Leipziger haben jahrelang an der Szene gearbeitet und zwar damals in der DDR unter größten Schwierigkeiten.

Dann wäre da noch das Kinder-Mundharmonika-Orchester. Ich bin vielleicht ein bißchen naiv, aber ich find's einfach schön, wenn Kinder auf der Bühne stehen, und dann auch noch jiddische Volksweisen auf der Mundharmonika spielen. Das ist ne ganz außergewöhnliche Sache, das gibt's nicht jeden Tag. Dazu kommt natürlich auch noch die Doppeldeutigkeit, wenn Sabres, die mit Jiddisch überhaupt nichts am Hut haben, diese Volksweisen spielen und sehen, was mit dieser Kultur hier in Deutschland abläuft. Wenn sie sehen, wie in Israel diese Kultur behandelt wird, gehen ihnen vielleicht ein paar Lichter auf, daß es ihre eigene Kultur ist, die sie da in die Tonne klopfen. Das ist im Grunde genommen ein kleines Lehrbeispiel, das nicht weh tut und eventuell die Augen öffnet, ein bißchen sensibler macht.

Wie wird Deine Arbeit überhaupt in Israel aufgenommen?

Ich glaube, in Israel ist man ziemlich erstaunt über die Tatsache, daß solche Festivals gelingen. Natürlich hat es auch ein Feedback auf die israelische Kulturwelt, das ist ja ganz klar. Sie werden das nicht in der großen israelischen Tageszeitung *Ha'aretz* auf der ersten Seite bringen. Denn das ist eine Kultur, die sie gerne weghaben wollten, und jetzt kommt sie auf einmal ausgerechnet aus Deutschland wieder zum Vorschein — wo kommen wir da hin, in Israel wird Hebräisch gesprochen und nicht Jiddisch, die haben sich zwanzig Jahre Mühe gegeben, diese Sprache endlich plattzukriegen! Ich hab ihnen erklärt, daß es sich hier um Kultur handelt, daß wir in Deutschland einen anderen Umgang damit haben. Da werden natürlich viele die Nase rümpfen und sagen, was bilden die sich denn ein, erst haben sie unsere Kultur kaputtgemacht, und jetzt wollen sie uns noch vorschreiben, wie wir mit ihr umzugehen haben.

Aber weißt du, wenn du in Israel die Schallplattenproduktionen durchguckst, kannst du wirklich das Grauen kriegen. Maxl Graf und die Lustigen Musikanten ist gar nichts dagegen. In Israel nennt man das Schund. Ich weiß nicht, ob das nicht vielleicht sogar beabsichtigt ist, daß man die jiddische Kultur in die Schunddecke stellt, diesen Ramsch da, den Mist. Auf der Straße kannst du für 20 oder schon für 10 Schekel 'ne Jiddisch-CD kaufen, aber für Michael Jackson mußt du schon 50

Schekel hinlegen. Das nennt sich dann Kultur!

Ist das vergleichbar mit englischen Reaktionen, als nach Pop und den Beatles plötzlich der Irish Folk in Mode kam? Oder wie man in Frankreich die Nase rümpfte über bretonischen, okzitanischen Regionalismus?

Geh einfach zu uns nach Deutschland, fang 1970 an mit Erna Strube, genannt Joy Fleming mit dem *Neckarbrücken-Blues*. Danach kam Wolle Kriwanek aus Stuttgart aus dem Schwäbäländle mit seinem schwäbischen Liedern, oder Thomas Felder mit Schwäbisch, oder Willy Michel aus München. Dann die Bläck Fööss, die eigentlich aus der Karnevalsrichtung kamen und auf einmal ganz leger ihren Beitrag als Liedkultur aus der Region betrachteten. Mit anderen Worten: Wiederentdeckung der eigenen Mundart gleich Identität.

Diese Identität wäre aber beim Jiddischen schwerlich auf eine Region zu beschränken. Könnte sie — wie Blues und Jazz — zu einer weltumspannenden Kultur werden?

Es gibt natürlich auch jiddische Tangos, oder Charleston, Klezmer-Musik, balladeske Geschichten mit Balalaika — alle Farben sind drin, das macht ja die Sache so spannend! Zum Beispiel Boston Camerata, das ist vom Feinsten! Mittelalterliche Musik auf Jiddisch und synagogale Musik, wenn der z. B. Mittelhochdeutsches von Süßkind von Trimberg singt. Das zeigt doch eigentlich deutlich, wo wir herkommen, daß es eine europäische Kultur ist, in unserem Kulturraum gewachsen. Die europäischen Juden waren die ersten Europäer, verstehst du? Ohne Grenzen im Kopf. Für sie galten keine Grenzen, denn sie sind nach Sankt Petersburg gefahren oder sonstwohin, mußten ihre Geschäfte machen, sich arrangieren und auskommen. Und gerade in dieser Zeit finde ich es sehr wichtig, den Menschen etwas an die Hand zu geben und zu sagen: Leute, wir leben auf einem ganz kleinen Erdball, die Grenzen werden immer weniger, wir müssen uns miteinander besser vertragen. Das heißt, wir müssen mehr voneinander wissen, wir müssen aufklären und Schluß machen mit Vorurteilen und Antisemitismus. Antisemitismus geht einher mit Nationalismus — viel wichtiger ist der Mensch, der hier im Mittelpunkt steht.

Was würdest Du unseren Lesern, die ja häufig aktive Musiker sind, noch raten wollen?

Ich find's wunderbar, wenn Musiker sich aufs jiddische Lied stürzen. Sie sollen sich bloß darüber im Klaren sein, daß es eben kein Absingen von irgendwelcher Liedfolklore ist wie Irish Folk oder sonstwas. Dahinter steckt eine Welt von Gefühlen, und die sollte man nicht einfach mit plattem Pragmatismus oder Gier nach Erfolg tottrampeln. Deswegen bin ich eigentlich manchmal doch ganz schön traurig darüber, daß viele nur ihre Eitelkeiten ausleben. Leider habe ich besonders mit Musikern aus der Neuen Welt negative Erfahrungen machen müssen, die hierher kommen und das gnadenlos durchziehen. Espe, Zupfgeigenhansel, Peter Rohland und andere haben hier jahrelang die Szene beackert, aufgebaut, und zwar auch aus dem politischen Gesichtspunkt heraus: jiddisches Lied als politisches Hilfsmittel oder, wenn du so willst, demokratischen Gesangsunterricht. Eine Welt vermitteln, die nicht mehr da ist, so wie sie war. Die Gefahr ist, daß es eine museale Geschichte wird, eine nostalgische Nummer. Da hab ich eine andere Auffassung, wir müssen das Ganze mit Leben füllen — darum singe ich heute Gebirtigs *In Fabrik*, über den Alltag eines Fabrikarbeiters, der so eingespannt ist, daß er seine eigene Familie nicht mehr sieht. Es gibt ja noch anderes und wichtigeres als Arbeit.

Die jiddische Kultur nicht als Modewelle, die einfach so vorbeispült, sondern als Spiegel, sich selbst darin wiederzuentdecken?

Als eine ethische Basis! Ich habe oft mit dem Publikum gesprochen nach meinen Auftritten, habe die Leute gefragt: Was ist das Besondere am jiddischen Lied? Und dann hieß es: Selbst bei diesen kämpferischen Songs aus der Arbeiterklasse spritzt nicht das Blut — nein, da ist der Mensch und der jubelt vor Freude und hofft auf eine bessere Welt. Alles mit einer gewissen Lockerheit, nicht mit diesem Fanatismus und Scheuklappen vor dem Kopf.

Im jiddischen Lied steht immer der Mensch im Mittelpunkt, und Gott, der Schöpfer aller Welt, wenn du so willst. Ich bin kein Pfarrer Sommerauer, will auch keiner werden, aber ich weiß, diese Lieder haben eine unheimliche Kraft. Sie kommt aus einer Spiritualität, der sie verpflichtet sind. Und die Leute sind fasziniert, kommen in die Konzerte wie ein leerer Tank und gehen gefüllt nach Hause, mit einem Glanz in den Augen: Das war schön. Hankus Netzky von der Klezmer Conservatory Band hat mir gesagt: Ich hab Jazz gespielt, ich hab Irish Folk gespielt, alle Musikrichtungen, Tango, Brasilianisch, Südamerika querbeet — aber ich habe nie erlebt, daß bei unseren Konzerten alle Generationen miteinander in einer Veranstaltung waren. Das kommt nur beim jiddischen Lied vor. Wenn wir jiddisch machen, sind ganze Familien da, Opa, Oma, Tante, Onkel, Enkelkind, Mutter und Vater. Und das ist das Besondere am jiddischen Lied, daß es ein verbindende Kultur ist und nicht die Generationen trennt.

